

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 5

Artikel: Unterhaltungen mit Dichtern
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unterhaltungen mit

Dichtern

Von Fortunat Huber

Der Schweizerische Schriftstellersverein feierte kürzlich in Zürich sein 25jähriges Bestehen. Der Bundesrat wurde eingeladen und liess sich, wie es sich gehört, durch ein Mitglied vertreten. Die Kantonsregierung lehnte in einem Formularbrief ab. Der Stadtrat teilte durch eines jener Schreiben, auf denen so hübsch vorgedruckt ist, dass die Behörde im Verkehr mit den Bürgern auf den Gebrauch von Anreden und Höflichkeitsformen verzichte, mit, dass sich der Stadtrat grundsätzlich an 25jährigen Jubiläen von Vereinen nicht beteilige. Auf den freundlichen Hinweis, dass die Stadt Zürich doch unter anderm auch eine Literaturkommission besitze, nahm schliesslich ein Mitglied dieser an der Feier teil, aber kein Stadtrat.

Es ist durchaus richtig, wenn der Stadtrat von Zürich sich nicht bei jeder Jubelfeier eines Kegelklubs vertreten lässt. Das würde für die Mägen der

Stadträte zunächst, und nicht zuletzt für die Beutel der Steuerzahler, zu weit führen. Aber der Schweizerische Schriftstellersverein ist kein Kegelclub. So sehr wir die Verdienste dieser ehrenwerten Vereinigungen zur körperlichen Ertüchtigung, zur harmlosen Auflockerung aufgestaut vielleicht gefährlicher Kräfte, schätzen, bleibt doch ein Unterschied.

Haben etwa Geldrücksichten den Stadtrat abgehalten, an dem Feste der Schriftsteller teilzunehmen? Möglich, dass, wenn ein Vertreter des Stadtrates dabei gewesen wäre, anstandshalber auch ein Festwein hätte aufgetischt werden müssen. Wir wären dafür gewesen. Es ist denkbar, dass dieser Trunk die Stadt Zürich 200 Franken gekostet hätte. Das ist Geld. Aber da es in der Schweiz nur *einen* Schweizerischen Schriftstellersverein gibt, dieser nur einmal in 25 Jahren sein 25jähriges Bestehen feiern kann, das 50. frühestens wiederum nach 25 Jahren,

und dann nach gut eidgenössischer Sitte wahrscheinlich in einer andern Stadt, so wäre diese Auslage vielleicht doch zu verantworten gewesen. Um so mehr, als sich der Betrag hätte ersparen lassen, wenn man nur einmal an eine einzige öffentliche Bedürfnisanstalt 200 Franken weniger gewendet hätte. Diese eine wäre immer noch prunkvoller ausgefallen als irgendeine andere an irgendeinem andern Ort der Erde.

Der Stadtrat war nicht mit dabei. Das Unglück ist klein. Die Schriftsteller werden sich trotzdem unterhalten haben. Es ist so, wie Bundesrat Etter gesagt haben soll: eine allzu feste Umarmung des Schriftstellers durch den Staat kann für den letztern, der der Schwächere ist, unangenehme Folgen haben. Kollegen aus Nachbarländern haben das erfahren. Aber wenn wir auch sehr dagegen sind, dass der Staat die Schriftsteller allzu kräftig in die Arme nehme, wie wäre es mit einem zarten Streicheln? Das kostete den Staat wenig und täte den Schriftstellern sanft. Wir haben keinen König, mit dem der Dichter gehen kann; wir sehnen uns nicht nach ihm. Es fehlen uns die

Diktatorenmäzene; wir danken dem Himmel dafür. Aber auch unsere Schriftsteller brauchen ein bescheidenes Mass der Anerkennung von seiten des Staates; gerade weil sie, wie alle Schweizer, gewissenhafte Bürger sind. Als solche möchten sie das Bewusstsein haben, dass — nicht sie — aber ihre Arbeit, auch vom Staat als verdienstlich betrachtet wird. Sie sind sich der Fragwürdigkeit ihres Standes nur allzu bewusst. Wenn sie an eine Konferenz nach Bern fahren wollten, so könnten sie nicht mit Tausenden von Arbeitnehmern aufrücken, deren Lebensunterhalt von ihrem Gedeihen abhängt. Die Mitgliederzahl ihres Vereins wirkt neben den Beständen anderer Berufsverbände völlig unansehnlich. Ja, sie haben, zu ihrem Leidwesen, nicht einmal die Genugtuung, als kräftige Steuerzahler auftrumpfen zu können. Die meisten werden froh sein, wenn sie sich mit Ach und Krach ihrer Kopfsteuer entledigt haben.

Wir wissen, die Regierungen des Standes und der Stadt Zürich kennen den Unterschied zwischen einem Kegelclub und dem Schriftstellerverein. Sie ver-



Edith Häfelfinger
Bleistiftzeichnung

stehen nur nicht, ihn zu machen. Die Herren sind weder kunst- noch literaturfeindlich. Wenn sie bei solchen Anlässen tun, wie wenn sie es wären, bleiben sie durchaus in den Geleisen ihrer Wähler. Weil wir, die Bürger, versäumen, unsere Schriftsteller, die wir nicht ernähren können, doch zu ehren, muss es uns nicht wundern, dass es die, von uns gewählte, Regierung ebensowenig tut. Die Änderung muss, wie auf jedem Gebiet, auch hier vom einzelnen Bürger ausgehen, von mir, von Ihnen.

Unter den Büchern des letzten Herb-
stes sind auch geschichtliche Romane.
Ich muss meine Einstellung zu diesen
darlegen, um die Leser zu warnen: es
wäre leicht möglich, dass ich ihre Ver-
dienste unterschätze. Ganz einfach, weil
mir zu dieser Kunstgattung das rechte
Vertrauen fehlt.

Es ist schwer, selbst die Menschen
der nächsten Umgebung zu verstehen.
Das erkenne ich immer deutlicher. Es
fällt am leichtesten bei Menschen ähn-
licher Anlagen aus ähnlicher Umgebung.
Es gelingt mir wohl, mich in alle in
unserm Land, in unserer Zeit sich abspie-
lenden menschlichen Schicksale einiger-
massen einzufühlen. Aber ich bezweifle
die Fähigkeit, auch eines sehr begabten
Schriftstellers, in die Menschen der Ver-
gangenheit besser einzudringen als es
deren Zeitgenossen vermochten. Wo bleibt
dann der Sinn der historischen Romane?
Lesen wir, wenn wir das Bedürfnis haben,
uns mit Menschen der Vergangenheit
vertraut zu machen, nicht besser Urkun-
den der Zeit?

Der geschichtliche Roman hatte und
wird immer wieder seine Bedeutung
haben, als Möglichkeit, die Konflikte der
Gegenwart verhüllt darzustellen. In Zei-
ten und Ländern, wo die Dichtung un-
frei ist, braucht diese Flucht in die Ver-
gangenheit keine Rechtfertigung. Aber
bei uns? Warum der Umweg? Um uns
Geschichte zu lehren? Sind dazu nicht



Edith Häfelfinger

Bleistiftzeichnung

Geschichtsbücher da? Vielleicht ist es äußerlich leichter, Menschen, die seit Jahrhunderten tot und Geschehnisse, die ebensolang abgeschlossen sind, darzustellen, ohne unsren Widerspruchsgeist zu erregen; aber geht der Vorteil nicht auf Kosten der Wahrheit?

Man kann den Lesern diese Fragen an den Dichter nicht verbieten. Der allerdings hat das ebenso gewisse Recht, auf das « Warum? » mit « Darum! » zu antworten. Er wählt den Stoff; wir müssen jedem Dichter, wenn nicht das Gegenteil erwiesen ist, zubilligen, dass er es nicht leichtfertig, sondern aus innerm Zwang tut.

Gottfried Heinrich Heer, Thomas Platter

Roman eines sinnvollen Lebens

Vor einem Jahr erschien das erste
Buch des Verfassers « Die Königin und
der Landamann ». Inzwischen wurde eine
Komödie des Autors aufgeführt. Heute

liegt sein 455seitiger « Thomas Platter » vor uns. Ein fruchtbarer Autor! Ist das ein Vorwurf? Vor kurzem galt es in gewissen Kreisen geradezu als unfein, jedes Jahr mit einem neuen Werk auf dem Büchermarkt zu erscheinen. Als Gipfel der künstlerischen Selbstzucht wurden uns jene Schöngäste gepriesen, die einem langen Leben ausser einem schmalen Gedichtband vielleicht eine kostbare Novelle und einige hundertfach überarbeitete Bruchstücke abrangten. Ich glaube, den gleichen Leuten erschien im Grund der als der vollendete Künstler, der vor lauter Selbstbeschnüfung überhaupt nie zum Schreiben kam. Dass der Dürftige aus seiner Not eine Tugend macht, ist verständlich, aber kein Grund für die andern, ihn zu bewundern. Wer hätte gehört, dass einzige Kinder besser geraten als die mit vielen Geschwistern? Fruchtbarkeit ist schön. Immer, überall. Auch beim Schriftsteller ist sie ein Vorzug, selbstverständlich nicht der entscheidende.

Die meisten von uns haben von Thomas Platter gehört, auch wenn sie weder Literatur noch sonst studierten. Seine « Lebensgeschichte, von ihm selbst erzählt », ist, oder war wenigstens zu unserer Zeit, ein Lieblingsstoff der Sittenlehre. Nicht, dass man das Büchlein gerade selbst zu lesen bekam, doch man hörte von dem Sohn einer armen, aber braven

Witwe, der es durch Fleiss und Enthaltsamkeit vom Hirtenbüblein zum hochangesehenen Gelehrten brachte. Das Büchlein kann nichts dafür, dass uns dieser Thomas damals als zwar gewiss vorbildlicher, aber etwas langweiliger junger Mann vorkam. Er ist in seiner eigenen Lebensgeschichte lang nicht der gleiche Musterknabe, und auch die arme, aber brave Witwe trägt Züge, die, der damaligen Zeit gemäss, durchaus nicht gegen sie zeugen, aber sie doch in ein anderes Licht rücken. Sie blieb Witwe erst, als ihr der dritte Mann gestorben war.

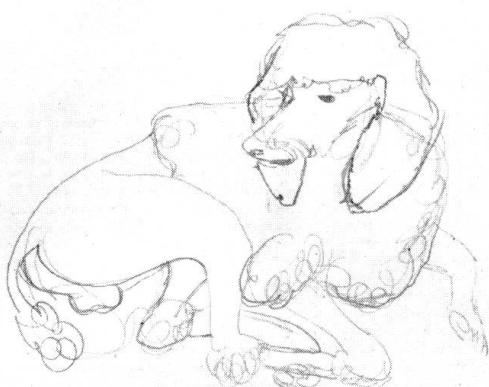
«Sie war auch gegen uns erste Kinder gar rauh», schreibt Thomas Platter, «darum wir selten zu ihr ins Haus kamen. Zu einer Zeit war ich, wie ich meine, fünf Jahre nicht bei ihr gewesen und weit umher gezogen in fernen Landen, kam wieder zu ihr, da war das erste Wort, das sie zu mir sagte: „Hat dich der Teufel auch wieder hergetrieben?“»

Ein andermal:

«An einem Morgen war ein starker Reif auf die Trauben gefallen, als man las. Da half ich ihr lesen und ass von den gefrorenen Trauben, dass ich das Grimmen bekam und alle Viere von mir streckte, meint, ich müsste zerspringen. Da stand sie vor mich hin und lachte, sprach: Willst du gerne, so zerspring! Warum hast du sie gegessen!»

Es ist Heer gelungen, den grossen Stoff seines Romanes in ein geschlossenes Bild zu fassen. Seine Sprache ist klar, der Bau des Werkes vorbildlich einfach, das Zuständliche anschaulich, die Menschen eindeutig. Gern fände ich, vor allem beim Helden, noch mehr von jenen Einzelzügen, die, in einem Wort oder einer Handlung zum Ausdruck kommend, das unerklärlich Schicksalhafte jedes Lebens gleichnishaft verraten. Der reformatorische Glaube und das humanistische Weltbild ergreifen Platter, und wir erleben, wie sie in ihm und durch ihn wirken. Was ihn an beidem ergreift, wie die innern Veränderungen des Ergriffenen sind, das zu erfassen überlässt er der Einfühlungskraft des Lesers.

Die grossen Gestalten des Erasmus von Rotterdam und von Zwingli (nebenbei auch einer jener Schriftsteller, die,



Edith Häfelfinger

Bleistiftzeichnung

weil sie Schweizer sind, viel zu wenig Anerkennung finden. Er wird selbst in der evangelischen Theologie von dem Schatten des Riesen Luther zu Unrecht überdeckt) ragen bedeutungsvoll in den Roman hinein. Heer unternimmt es nicht, sie darzustellen. Ein Beweis künstlerischen Massgefühls.

Ich möchte den Käufern dieses Buches empfehlen, sich «Die Lebensbeschreibung des Thomas Platter, von ihm selbst erzählt», aus einer Bibliothek zu verschaffen. Ich denke es mir reizvoll, und beiden Büchern zum Vorteil gereichend, sie gleichzeitig zu lesen.

Ich gehe an Bücher von Frauen anders heran als an die von Männern. Ich erwarte von den erstern ausser allem, was ich von jedem Buch verlange, ein Mehr. Ich möchte durch sie meine Erkenntnis der Welt und der Menschen um jene Ansicht erweitern, die mir nicht gegeben ist. Selbstverständlich ist die Ansicht der Frau weder wirklicher noch unwirklicher als die des Mannes. Beide ergeben zusammen erst das ganze Bild. Aber beide sind notwendig und so ungeheuer anders, wie Mann und Frau eben sind.

Die Zeittorheit, einer Schriftstellerin als Lob anzurechnen, wenn man es ihren Werken nicht anmerke, dass sie von einer Frau stammten, ist wohl wieder für einmal überstanden, obschon man heute noch gelegentlich lesen kann, dass eine Dichterin eine geradezu männliche Kraft oder ein Mann eine fast feminine Sensibilität besitze. Als ob es keine urwüchsige weibliche Kraft gäbe und kein unverwechselbar männliches Feingefühl!

Es ist *ein* Merkmal der Frauenliteratur, dass darin die Frau so schonungslos dargestellt wird, wie es kein Mann fertig brächte. Sogar bei den ärgsten Frauenhassern bekommen die weiblichen Gestalten durch die Glut ihrer Verachtung eine Wärme, die den kalt blossgestellten Geschöpfen weiblicher Dichtung fehlt. Dieses Zeichen tragen auch

die beiden Bücher, die ich im folgenden bespreche.

Lisa Wenger „Was habe ich mit Dir zu schaffen?“

Drei Frauenschicksale

Ich möchte mir vorstellen, dass auf einem Büchergestell der 80jährigen Dichterin hübsch nebeneinander in breiter Reihe ihre eigenen Werke stünden und sie diese so zwischenhinein mit Genugtuung messe. Das Bild gefällt mir. Aber wahrscheinlich ist es wirklichkeitsfremd. Der Dichter, der mit seinem Werke, selbst wenn es den Umfang der Schriften eines Lope de Vega und die Tiefe eines Shakespeares hätte, zufrieden wäre, müsste wohl noch geboren werden. Wenn es dem Dichter nicht vergönnt ist, diese Zufriedenheit zu fühlen, so dürfen doch wenigstens wir auf das schöne Werk von Lisa Wenger stolz sein. «Der Vogel im Käfig», «Die Wunderdoktorin», «Die Longway und ihre Ehe», «Der Rosenhof», das sind nur wenige Titel von vielen! Einige haben sogar — obschon es gute Bücher sind, es ist kaum zu glauben — eine ansehnliche Auflage erreicht.

Wie jedes gelungene Stück Arbeit lösen auch die drei Novellen ein Gefühl der Befreiung aus. Der Leser hat nie die dumpfe Empfindung, nachhelfen oder stellenweise die Augen schliessen zu müssen, um Mängel zu übersehen. Vielleicht gehört es sich nicht, das künstlerische Können bei einer Schriftstellerin, wie Lisa Wenger, hervorzuheben. Aber das Gute versteht sich nie von selbst. Es ist immer erstaunlich.

Wir dürfen allerdings keine besschaulichen und heitern Geschichten erwarten, sonst werden wir enttäuscht. Das Buch ist weder besschaulich noch heiter: es ist aufreizend klug. Eine Katze, die ihr Junges auffrisst, scheint mir immer noch barmherziger als die Mutter in der Novelle «Die Frau des Sohnes». Das Spiel der abgewirtschafteten Kupplerin mit der einfältig gutartigen Jungfer in



H. Meylan

Holzschnitt

« Das alte Fräulein Regula » ist ausgerlesen grausam.

Die Titelnovelle « Was habe ich mit dir zu schaffen? » behandelt einen erzählerischen Urstoff : Eine Kindesunterschiebung. Das junge Mädchen Sybill, ohne Liebe aufgewachsen, trotzig, eigenständig, hasserfüllt gegen ihre beschränkte Umwelt, will dem Schicksal die versagte Liebe abzwingen. Misstrauisch gegen andere, unternimmt sie es, den Gegenstand ihrer zukünftigen Liebe selbst zu gebären. Kühle Überlegung wählt den Vater für ein uneheliches Kind. Sie muss es, kaum geboren, weit weg auf dem Land in Pflege geben. Sie bringt das Opfer, den kleinen Cäsar jahrelang nicht zu sehen. Sie will sparen; dem Buben, von dem sie alles erwartet, muss eine vorzügliche Erziehung sichergestellt werden. Das Kind stirbt. Die Pflegemutter verschweigt ihr seinen Tod und unterschiebt den eigenen Jungen gleichen Alters, weil

sie das monatliche Kostgeld nicht verlieren will. Als Sybill endlich den Buben zu sich, oder wenigstens in die gleiche Stadt nehmen kann, widerspricht er innerlich und äußerlich ihrer Vorstellung so ganz, dass sie an der Möglichkeit, ihn je lieben zu können, verzweifelt.

Die Auseinandersetzung Sybills mit dem Kinde, das sie für das ihre hält, es aber nicht ist, bildet den Höhepunkt, nicht nur dieser Novelle, sondern des Buches. Die Auseinandersetzung ist leidenschaftlich, von einer Leidenschaft, die nie den Kopf verliert.

Gertrud Lendorff, „Timdala“

Roman

Timdala kommt als kleines Mädchen in die Obhut einer reichen Frau, die unter Kinderlosigkeit jahrelang wie unter einer Krankheit litt. Das Geschick des Kindes, auf das sich Frau Lisa mit ungezügelter Liebe stürzt, ergreift uns; aber der Taumel der Eigensucht, in dem sich das junge Menschenkind zurechtfinden muss, ist so schonungslos dargestellt, dass keine Rühseligkeit aufkommen kann. Auch der Vater des Kindes sorgt dafür. Er, der Missionar, dem die Pflegemutter das Herz Timdalas entfremden will und der seinerseits durch die rohe Missachtung der Gewissensnöte seiner Tochter nichts dazu beiträgt, ihr zu helfen, wirft ihr bei seinem ersten Besuch nach jahrelanger Abwesenheit ins Gesicht, dass sie ihn enttäusche, weil sie nicht das Ebenbild ihrer Mutter sei.

Beachtenswert scheint mir der folgende Vorgang: Timdala hat die Sängerin Juliane kennengelernt. Sie schwärmt für sie, sie bemitleidet sie, weil die junge Witwe gezwungen ist, durch ihre Kunst ein kärgliches Brot für ihr Kind aufzubringen. Dann erfährt sie, dass Juliane eine uneheliche Tochter des Mannes ihrer Pflegemutter ist.

« Sie würde mit Frau Lisa reden. Sie würde nicht rasten und nicht ruhen, bis alles gut gemacht worden sei. Sie war von Gott dazu eingesetzt, für Juliane zu kämpfen. Sie musste Frau Lisa dazu zwingen, das Unrecht

zu sühnen, denn sonst verfiel sie dem ewigen Gericht ... Sie wusste in diesem Augenblick, wie es den Propheten zu Mute gewesen war, wenn Gott sie gezwungen hatte, gegen ihr Volk aufzustehen.»

«Du hast mir bis jetzt verheimlicht, dass Juliane in dieses Haus gehört. Es ist ein entsetzliches Unrecht, was du an ihr tust. Man kann es gar nicht wieder ganz gut machen.»

Ja, so strenge Richter sind Kinder.

Es zeugt von Einsicht in das jugendliche Seelenleben, dass die Verfasserin die gleiche Timdala, kurz nachdem diese von ihrer, durch den Willen ihres Mannes kinderlos gebliebenen Pflegemutter verlangt hat, sein Kind einer andern Frau zu sich ins Haus zu nehmen und ihren Reichtum mit ihr zu teilen — dass sie, Timdala, als diese Juliane einmal betrunken trifft und von ihr Beleidigungen ins Gesicht geschleudert bekommt, unvermittelt jede Teilnahme an Julianes Geschick verlieren lässt. Es kommt der kindlichen Richterin gar nicht in den Sinn, dass sich auch eine Sängerin nicht zum Vergnügen betrinkt und diese zwar keine gute, aber viele schlechte Gründe für die Hassliebe zu dem Kinde hat, dem das Schicksal alles in die Hände spielte, was, wie sie glaubt, eigentlich ihr zugehört.

Gertrud Lendorff geizt nicht mit Geschehnissen. Sie geht mit Lust und Vermögen auf Einzelheiten ein. Sie stellt eine ansehnliche Reihe Menschen fest auf die Beine: die Grossmutter Vonkilchen; Peter, den irren Mann ihrer Pflegemutter, Spross aus altem überfeinertem Basler Blut, die fromme Näherin Bräntelin, Onkel Theodor, den weltklugen Stadtpfarrer. Da darf man es ihr wohl zugute halten, dass sie nicht alle aufgenommenen Fäden mit der gleichen Geduld bis zum Ende entwickelt. Die gefährliche Gabe des zweiten Gesichtes wird dem Leser kurzweg als Tatsache vorgesetzt. Timdala hat sie von ihrer Mutter geerbt. Nun, gewiss, das Leben wirft uns viele Brocken hin, ohne sich darum zu kümmern, wie wir mit ihnen fertig werden. Aber sind wir nicht geneigt, von der Dichtung zu verlangen, dass sie gerade diese Brocken für



H. Meylan

Holzschnitt

uns verdaue? Auch die Gestalt des belgischen Grafen und Kunstmäzens, der sich zum Pater wandelt, müssen wir einfach schlucken. Das sind Einwände. Sie fallen leicht ins Gewicht. Das Werk ist als Ganzes so wohl erwogen, dass wir kleine Wucherungen und Verkürzungen gern in Kauf nehmen.

Es gibt ausländische Schriftstellerinnen, die über Tod, Teufel und die Ehe grosser Männer schreiben, wie wenn sie hinter einer Gardine selbst mit dabei gewesen wären. Sie setzen sich in die Buchhandlungen unserer Städte und Städtchen und zeichnen ihre Machwerke. Unsere Frauen gehen in Scharen hin; sie mästen diese Literaturhyänen und denken nicht daran, dass wir die Ehre haben, gute Schweizer Schriftstellerinnen zu besitzen, denen, um den gleichen Erfolg zu haben, nichts fehlt, als die Mängel der andern.